

Carsten Drecoll

# Die Stimme des Geldes

Ein **Alec-Burton**-Roman



*Krimis und Thriller*



Carsten Drecoll Verlag

Carsten Drecol

# Die Stimme des Geldes

Ein **Alec-Burton**-Roman

Carsten Drecol Verlag

Freiburg

Carsten Dreccoll: Die Stimme des Geldes

© 2012 Carsten Dreccoll Verlag  
Basler Str. 19  
79100 Freiburg

Titelbilder: Fotolia/ Veronika Vasilyuk; Fotolia/Peter  
Eggermann

Alle Rechte vorbehalten. Wiedergabe und Vervielfältigung,  
auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Zustimmung des  
Carsten Dreccoll Verlages.

ISBN 978-3-939380-05-4

# Die Stimme des Geldes



# Prolog

Juli 1981

Die „Venetian Seamaid“ war eine luxuriöse Viermastbark, mit der die Reederei „Crociera Sette Mari“ Kreuzfahrten auf der ganzen Welt unternahm. Ein reicher Börsenmakler in den Zwanzigerjahren hatte sie in New York bauen lassen. Nach der Renovierung sechzig Jahre später, die sie einem eigenwilligen Abenteurer aus Hamburg zu verdanken hatte, besaß sie nun wieder ihren alten Glanz und beherbergte immer noch die Schönen und besonders Reichen.

Mit ihren hundert Metern Länge und 15 Metern Breite bot das Schiff jeden nur erdenklichen Luxus, den man sich für eine Fünf-Sterne-Kreuzfahrt ausdenken konnte und der an die kostspielige Extravaganz der reichen High Society aus den Zwanzigerjahren erinnerte. Die großzügigen Zimmer und Suiten hatten nichts von der Enge einer normalen Bootsunterkunft, sondern boten den Passagieren reichlich Platz. Die Badezimmereinrichtungen aus Marmor sowie die goldenen Wasserhähne waren noch die Originale der Erstausrüstung und erstrahlten nun wieder in der Pracht ihrer aufwendigen Jugendstilornamente. Die Möbel hatte man nach alten

Vorlagen neu gestaltet, jedoch leicht dem modernen Geschmack angepasst. Auf die Plüschkissen früherer Salons hatte man verzichtet, sodass sich die luxuriösen Details in einer Atmosphäre kühler Eleganz präsentieren konnten. 70 Mannschaftsmitglieder waren für Transport und Wohlergehen von etwa 20 Gästen sowie für die Manöver bei gesetztem Segeln zuständig. Neben der enormen Segelfläche verfügte die Venetian Seamaid allerdings auch über zwei Dieselmotoren, mit denen das Schiff wie eine Motorjacht gefahren werden konnte.

Die Venetian Seamaid lag im Juli 1981 bei Lipari vor Anker. Ein Beiboot hatte einige Paare für den Nachmittag an Land und wieder zurückgebracht. Auch am Abend war die ungewöhnliche Hitze des Tages selbst draußen auf Deck noch spürbar und würde erst bei Einbrechen der Dunkelheit vom zögerlich auffrischenden Wind gemildert. Die Reisegäste hatten sich vor dem Essen auf dem Sonnendeck zu einem Aperitif zusammengefunden.

Der junge Eduardo Carrisi gehörte nicht zu den wohlhabenden Gästen. Ein Onkel aus Kalabrien hatte sich seiner angenommen und ihm eine Saisonarbeit als Sänger auf den Kreuzfahrtschiffen der Crociera Sette Mari vermittelt. Dem Angebot war der Jugendliche zunächst nur halbherzig gefolgt, nichts war ihm eigentlich mehr zuwider als andere Leute bedienen zu müssen. Als der Onkel ihm verkündet hatte, er hätte einen Job für ihn, war Edu-

ardo voller Stolz zu ihrer Verabredung gekommen, hatte er doch erwartet, endlich für seinen Onkel einige kleinere Aufträge bearbeiten zu können. Aber dieser hatte den Kopf geschüttelt. „In meinem Geschäft hast du nichts verloren, Eduardo. Ich habe deiner Mutter versprochen, dass ich dich da nicht hineinziehen werde. In diesem Business stirbt man jung. Und das sollst du nicht.“

Eduardo hatte sich gefügt. Sein jetziges Repertoire als Sänger bestand aus einigen gängigen Schlagern seiner Zeit sowie melancholischen sizilianischen Liedern, schließlich sogar „Brucia la luna n'cielu ...“. Zu den reichen Kreuzfahrtgästen hielt er wie die anderen Mannschaftsmitglieder Distanz. Nicht nur seine Stelle an Bord, auch sein Alter und seine geringe Bildung trennten ihn von den Reisegästen, die ihr Geld in der Baubranche, als Ärzte oder im Bankgeschäft gemacht hatten.

Einer war anders. Der ältere Mann war Eduardo sofort aufgefallen. Während die anderen Gäste aus einer Welt zu kommen schienen, die Eduardo nicht einmal vom Hörensagen her kannte – der Welt der Hochfinanz, der erfolgreichen Akademiker, die mit ihrem Know-how mehr anzustellen wissen als lediglich ein Professorengeloh zu kassieren –, kamen ihm Mimik und Blick des Alten sofort vertraut vor. Auf den ersten Blick sah er eher wie ein Bauer aus, der seinem Land irgendwo im Süden seinen knappen Lebensunterhalt abrang. Seine schlichte, alter-

tümliche Kleidung passte überhaupt nicht zu dem Erscheinungsbild der übrigen Gäste, deren elegante Freizeitkleidung der aktuellen Mode entsprach und bei denen selbst das Understatement immer noch den kostspieligen Geschmack verriet. Das Gesicht wies tiefe Furchen auf und war von der südlichen Sonne dunkelbraun geworden. Es besaß eine Art steinerne Unbeweglichkeit. Die Augen waren wachsam und kalt. Er saß etwas abseits und blickte aufs Meer. Es war ein Blick, der etwas Endgültiges an sich hatte.

Die meisten mieden den alten Mann mit geschäftsmäßiger Höflichkeit, so als sei er in undefinierbarer Weise ein Eindringling in ihre Kreise. Er war ihnen unheimlich. Und sie verstanden auch seinen singenden, schleifenden sizilianischen Dialekt schlecht, der einem erfahrenen Zuhörer die Herkunft aus Partinico, einem kleinen Dorf im Hinterland von Palermo, hätte verraten können. Die Mannschaft bediente ihn mit stiller Hochachtung, als sei es einfach Schicksal, dass er sich an Bord befand, und sagten kein Wort zu viel. Zu dem jungen Eduardo jedoch war der alte Mann freundlich.

Er forderte ihn gerne auf, noch ein weiteres Lied zum Besten zu geben und folgte dem Singen mit dem Vergnügen, etwas lang Vermisstes wiederentdeckt zu haben. Kein Lächeln, aber ein stiller, friedlicher Ausdruck des Einverständnisses lag dann auf dem Gesicht des Sizilianers. An diesem Abend hatte

er ihn auch an seinen Tisch gewinkt, als sich ihre Blicke zufällig getroffen hatten.

„Sie haben keinen Aperitif bekommen“, sagte Eduardo verunsichert. Von Ferne hörte man das Klirren der Gläser und das leise Gespräch der Gäste.

Der Alte schaute ihn missmutig an. Dann fragte er mit einer Kopfbewegung in Richtung der anderen Gäste:

„Was trinken die?“

„Einen Lemongrass Coctail“, erwiderte Eduardo pflichtbewusst. „Er besteht aus Rohrzucker, Sirup, Wodka, gestoßenem Eis sowie dem Geschmack von Limonengras, das beim Mixen mit hineingetan wird. Ein frischer, klassischer Aperitif.“

„Als wären wir hier in Amerika. Nein, bring mir eine Flasche Rotwein. Einen Nero d’Avola aus Alcamo oder von den Cusumanos.“

Eduardo holte die Flasche und servierte. Der Alte trank einen Schluck, spürte selbstvergessen dem Geschmack des Weines nach und fragte:

„Woher kennst du deine Lieder?“

„Ich habe sie einfach irgendwo aufgeschnappt. Die meisten aus dem Fernsehen.“

„Aus dem Fernsehen?“, fragte der alte Mann etwas verduzt, aber auch amüsiert.

„Ja. Warum nicht?“

Der Alte nickte. „Warum nicht? Naja, wahrscheinlich ist das heute so. Früher lernte man diese

Dinge im Dorf oder in der Familie. Heute ist an diese Stelle das Fernsehen getreten“ – er zögerte eine Weile – „und bald erfinden sie bestimmt weiteren Blödsinn, um sich das Gehirn zu vernebeln.“

Eduardo schwieg. Er wusste, dass der Alte keinen Kommentar auf sein Selbstgespräch erwartet hatte.

„Hast du ein Mädchen?“, fragte der Mann schließlich. „Eine Freundin?“

„Naja. Nein. Eigentlich nicht.“

„Das solltest du. Und jung heiraten.“

Etwas verlegen hatte Eduardo den alten Mann angesehen. Dessen sonst unbewegliches Gesicht hatte nun einen Ausdruck sanfter Bestimmtheit angenommen.

„Ja. Erst dann bist du wirklich ein Teil der Gesellschaft. Wer allein lebt, gehört auch sonst irgendwie nicht so richtig dazu. Niemand wird dir dann wirklich vertrauen. Zu Hause in Sizilien jedenfalls nicht. Und woanders, fürchte ich, auch nicht.“

Damit war das Gespräch beendet gewesen. Erst von dem Steward, einem hellblonden jungen Mann aus Bergamo, der für die Kabinen der Gäste zuständig war, erfuhr Eduardo den Namen des alten Mannes: Gennaro de Mestre. „Aber niemand nennt ihn so“, hatte der Steward hinzugefügt. „Niemand scheint ihn mit Namen ansprechen zu wollen, als sei das eine Unhöflichkeit. Und manche bedienen sich sogar der altertümlichen Anrede ‚Voi‘, als sei der Alte irgendso ein Feudalherr.“

„Italien ist das einzige europäische Land, in dem das barocke Feudalsystem bis heute fortbesteht“, erwiderte Eduardo und versuchte, es wie einen Scherz klingen zu lassen. Aber der Steward entgegnete, nun ernst: „Das kannst du laut sagen. Vor allem bei euch Erdfressern im Süden.“ Eduardo hatte den Impuls unterdrückt, dem Blondem an die Gurgel zu gehen, wie er es zweifelsohne zu Hause in seinem Dorf gemacht hätte. Stattdessen verzichtete er auf jede Reaktion und machte sich mit versteinerner Miene an seine Arbeit.

Es war drei Uhr morgens, als die ersten Schüsse die Stille der Nacht an Bord zerrissen und Eduardo Lärm aus einer der Passagierkabinen hörte. Die Pausen zwischen den Geräuschen waren wie schwarze undurchdringliche Löcher. Vorsichtig löschte Eduardo die letzten Lichter an Deck. Dann stieg er die kurze Treppe zu den Luxussuiten herab. Ein Großverleger mit seiner jungen Frau, ein älteres Paar, von dem Eduardo nichts wusste, der Alte aus Sizilien und zwei weitere Alleinreisende waren die momentanen Inhaber dieser besonders reich ausgestatteten Suiten. An der Tatsache, dass auf jemanden geschossen worden war, gab es für Eduardo keinen Zweifel. Zu gut kannte er das typische Geräusch von Schusswaffen aus seinem Heimatdorf in Kalabrien. Er vermutete Revolver, 38er Kaliber, mindestens zwei Mann.

Zwei Mann, mit denen er nichts zu tun haben brauchte. Mit denen er, wenn es nach seinem Onkel und seiner Mutter ging, sicher nie etwas zu tun haben würde. Die ihn jedoch unwiderstehlich in die verbotene Welt des Verbrechens und des Tötens hineinzogen, nach der er sich in der morbiden Art des Südens wie nichts sonst sehnte. Eduardo atmete tief durch und lauschte auf den Lärm. Er hatte sofort gewusst, welchem Passagier der Angriff galt. Jetzt waren keine Schüsse mehr zu hören. Es hörte sich eher an, als ob jemand eine verrammelte Tür aufzudrücken versuchte. Mit möglichst normalem Schritt durchquerte Eduardo einen der Korridore. Die teuren Teppiche dämpften seine Schritte, sodass man ihn kaum hören konnte. Er wusste, dass er eine Chance von fünfzig zu fünfzig hatte, von den beiden vorhandenen Gängen den richtigen Korridor zu erwischen, den, in dem die Angreifer nicht waren.

Er hatte Glück und erreichte sein Ziel unbehelligt. Hinter der Mannschaftsmesse befanden sich, nahe der Brücke, die darüberlag, der zentrale Sicherungskasten. Eduardo schloss ihn auf und kippte die Schalter für die Kabinen, die Küche, für alle Decks sowie für die Notbeleuchtungen nach unten. Nur die Brücke mit den zentralen Navigationsinstrumenten und dem Funk konnten jetzt noch Licht haben – sie waren aus Sicherheitsgründen an einen eigenen Stromkreislauf gekoppelt. Der dumpfe

Lärm aus dem anderen Korridor verstummte abrupt. In den Gängen war es nun stockfinster. Seine Ortskenntnisse und seine in den letzten Wochen antrainierten Reflexe waren sein entscheidender Vorteil gegenüber den Angreifern.

Sein Weg führte ihn zurück zu der Höhe, auf der die Kabine des alten Sizilianers liegen musste. Der Zugang befand sich auf der anderen Seite, in dem anderen Korridor, wo die Schützen immer noch sein mussten. Wahrscheinlich versperrte ihnen irgend etwas den Zugang zu der Unterkunft ihres Opfers. Eduardo ertastete die Korridorwand und fand, wonach er suchte: eine schwere Feueraxt. Er riss sie aus ihrer verplombten Verankerung und öffnete dann mit einem Generalschlüssel das Nachbarzimmer, das den Eingang auf seiner Seite hatte. Er spürte, dass im Zimmer jemand war, der Angst hatte. Blanke, panische Angst erfüllte die stickige Luft. Es musste sich um den Verleger und seine Frau handeln. Eduardo kümmerte sich nicht um sie.

Die Kabinen waren so angelegt, dass die Badezimmer jeweils aneinandergrenzen konnten. Damit hatte man beim Einbau der Inneneinrichtung Leitungen und Lüftungsschächte bündeln können. Eduardo wusste, dass die Trennwand zwischen den Bädern aus Holz und Gips bestand und nicht besonders stabil war. Immer noch in völligem Dunkel tastete er sich durch den Baderaum und erreichte die Wand zu der Nachbarkabine. Mit der Axt schlug

er die Gipswand ein und brach tellergroße Stücke heraus. Dass ihm jemand gegenüberstand, erspürte er, bevor er den Schatten des Mannes sah. Es war der Alte.

„Halt dich da raus, Junge“, keuchte der Sizilianer, der Eduardo sofort erkannt hatte. „Ich bin’s, hinter dem sie her sind. Es gibt kein Entkommen, diesmal nicht.“ Der alte Sizilianer hatte sich hastig angezogen und hielt eine ölig glänzende Waffe in der Hand.

„Wer ist das?“, fragte Eduardo, ohne auf die Warnung des Alten einzugehen.

„Feinde ... einfach Dreck“, erwiderte dieser.

„Kommen Sie, verstecken Sie sich hier in dem anderen Badezimmer.“

Der Alte zögerte, nickte dann stumm und folgte den Anweisungen des jungen Mannes. Behutsam half Eduardo ihm, durch das Loch in der Wand in das benachbarte Badezimmer zu klettern.

„Ist Ihre Waffe funktionsfähig?“

Der Alte hob etwas die Pistole, wie um ihre Existenz unter Beweis zu stellen. Es war eine altertümliche Beretta 9 Millimeter, wie sie die Carabinieri in den Sechzigerjahren besaßen.

Eduardo nickte dem Alten kurz zu. Dann kehrte er in die Suite des Sizilianers zurück. Die Angreifer hatten inzwischen wieder ihre Arbeit aufgenommen und die Tür aufgebrochen. Unter ihrem Druck gab der Stuhl schließlich nach, mit dem der Alte die Tür verrammelt hatte, um Zeit zu gewinnen. Ein mit ei-

ner Skimaske verummter Mann betrat vorsichtig den Raum. Wie Eduardo gehofft hatte, war er in der Dunkelheit im ersten Augenblick völlig orientierungslos. Hinter ihm knipste sein Komplize eine Stablampe an und leuchtete in das Zimmer.

In diesem Moment schlug Eduardo zu. Die Axt machte ein fürchterliches Geräusch, als sie den Schädel des Mannes spaltete. Dieser erstarrte einen kurzen Moment, gab ein fürchterliches Röcheln von sich und fiel dann auf der Stelle in sich zusammen. Sein Komplize wich zurück, löschte aber nicht seine Lampe. Auch er trug eine Skimaske sowie eine Schusswaffe in der rechten Hand, reagierte jedoch überhaupt nicht, als Eduardo vor ihm stand. Eduardo holte aus, aber in diesem Moment duckte sich sein Gegner, ließ die Lampe fallen, feuerte in die Dunkelheit vor ihm und verfehlte Eduardo seinerseits. Dann hastete er den Korridor entlang, in panischer Flucht.

Eduardo kehrte zu dem Alten zurück.

„Kommen Sie, Signor de Mestre. Sie müssen von Bord!“

„Du kennst also meinen Namen?“, fragte der Alte. „Cleverer Junge.“

„Nun kommen Sie schon.“

„Sind sie tot?“, fragte der Alte.

„Nur der eine.“

„Wie soll ich von Bord kommen?“

„Das Beiboot von heute Nachmittag ist immer

noch zu Wasser gelassen. Damit bringe ich Sie nach Lipari. Um fünf geht das erste Aliscafo zum Festland.“

Schweigend gelangten die beiden Männer durch die dunklen Gänge, die Treppe, über das Deck zum Reep, das den Einstieg in das Beiboot erlaubte. Von dem zweiten Mann war keine Spur zu sehen.

„Geben Sie mir Ihre Pistole“, forderte Eduardo den Alten auf.

Dieser zögerte, blickte auf die Beretta und dann auf den jungen Mann. Schließlich nickte er wortlos und reichte Eduardo die Waffe.

„Wir können nicht riskieren, dass er uns von Bord aus beschießt“, erklärte Eduardo. „Nehmen Sie die Feueraxt und verstecken Sie sich in dem Beiboot. Ich bin gleich wieder da.“

Eduardo kehrte zu den Korridoren zurück, gelangte wieder zu dem Sicherungskasten und schaltete alle Lichter an. Das Deck und die Korridore waren mit einem Schlag hell erleuchtet. Dann durchkämmte Eduardo die Korridore, die Treppenhäuser, die Klos und schließlich sogar die Passagierkabinen. Nichts. Der Unbekannte war nicht da.

Er war nicht da, weil er längst zu dem Beiboot gelangt war, in das inzwischen der Alte hinabgeklettert war. Eduardo sah die jugendliche Figur des schwarzgekleideten Killers aufrecht an der Reling stehen. Er hob die Hand, in der sich eine israelische Maschinenpistole befand, und begann auf das Beiboot zu

feuern. Eduardo eröffnete sofort mit der Beretta das Feuer, wie er es während der Militärzeit gelernt hatte, und traf den Mann mit drei Kugeln in den Kopf und den Oberkörper. Zwei auf den Körper, eine auf den Kopf – so hatte es ihnen ihr Ausbilder beigebracht. Die Beretta war eine einfache Waffe, mit nur geringem Rückstoß. Alle Kugeln erreichten ihr Ziel, ohne dass er die Waffe verriss. Der andere Mann drehte sich im Fallen. Seine Hand hatte sich um die Uzi gekrallt, die weiter ihre tödlichen Salven in die Segel abfeuerte, während ihr Besitzer starb.

Eduardo rannte an das Reep und hechtete nach unten in das Beiboot. Der Alte hatte sich in die kleine Kajüte geflüchtet, die er mittels der Axt aufgebrochen hatte. Wenige schwere Hiebe mussten ausgereicht haben, um die Tür zu öffnen und Eduardo bewunderte die Kraft, Entschlossenheit und Präzision, mit der der Alte die Hiebe gesetzt haben musste. Dann ließ er den Außenbordmotor an und steuerte in Richtung Inselhafen, dessen schwache Lichter von hier aus zu sehen waren. Erst nach einiger Zeit fragte er:

„Sind Sie verletzt?“

„Nein“, erwiderte der Alte ruhig.

Die Überfahrt verbrachten die beiden Männer in völligem Schweigen. Erst am Hafen, als der Alte aus dem Boot geklettert war und neben Eduardo auf dem Kai stand, sagte er:

„Du warst mutig. Wie ein Soldat. Du hast für

mich getötet. Das wirst du nicht umsonst getan haben.“

Der Alte drückte Eduardos Hand, nahm seine Beretta zurück und verschwand dann im Zwielficht des Hafens. Eduardo stand eine Weile in der völligen Stille des verlassenen, nächtlichen Hafengeländes und lauschte. Er dachte nicht über das Geschehene nach. Er wusste, dass er gerade sein Leben für immer verändert hatte. Dass er nun bekommen würde, was sein Onkel ihm mit diesem unsinnigen Job auf einem Kreuzfahrtschiff hatte verwehren wollen. Er würde zu einem respektierten Mann werden. Vielleicht sogar zu jemandem, der Befehle gibt. Er würde seiner Berufung folgen, von der er genau wusste, dass sie in jedem seiner Blutstropfen angelegt war.

Schließlich brach er das Schloss einer *Bar e Tabacchi* auf, stahl eine Flasche Grappa sowie einen Whisky und setzte sich wieder an die Kaimauer. Er würde sich betrinken, so gut er konnte. Wenn die Hafenspolizei ihn sturzbetrunken morgens finden würde, wäre das das beste Alibi, das zu bekommen war. Danach würde für ihn ein neues Leben beginnen.

# Kapitel 1

März 2011

Am Nachmittag hatte in London ein leichter, aber beständiger Frühlingsregen eingesetzt. Die Passanten versuchten, sich mit Plastiktüten oder Taschen, oder was sie sonst zur Verfügung hatten, zu schützen. Einige verzichteten ganz darauf, sich gegen den Regen zur Wehr zu setzen, der nichts an der für März ungewöhnlichen Wärme änderte, die sich in den Straßen der Stadt aufgestaut hatte.

Alec Burton war am selben Nachmittag aus Elgin in Schottland zurückgekehrt, wo er ein verlängertes Wochenende verbracht hatte. Die Tage unter dem noch kühlen, aber völlig klaren Nordseehimmel hatten ihn gut erholt. Jetzt drängte er sich mit dem Auto durch den dichten Feierabendverkehr der britischen Hauptstadt, beobachtete die Passanten und die Gäste der Pubs, die trotz des Regens draußen ihre Zigaretten rauchten und das After-work-Bier genossen. Burton beschloss, einen Abstecher zu seinem Büro zu machen, das in der City lag. Vielleicht gab es neue Nachrichten des „Chefs“ oder dessen Assistentin, Cynthia Meiers.

Seit Burton vor einigen Jahren den Dienst in der Royal Navy quittiert hatte, firmierte er als selbst-

ständiger Berater für Regierungsbehörden. Sein Büro bestand aus nicht viel mehr als einem großen Raum, aus dem man einen guten Blick über die Londoner Innenstadt und die Themse hatte. An der Tür stand: „Alec Burton, International Communications“. Eine Sekretärin hatte er nicht. Während seiner Einsätze, die meistens mit Reisen verbunden waren, blieb das Büro geschlossen. Niemand in dem Bürogebäude hatte bisher nachgefragt, was sich hinter der nichtssagenden Türaufschrift verbarg. Die Anonymität der Geschäftsgebäude in der City war wie geschaffen für Alec Burtons Tätigkeit.

In die Büroviertel der City selbst wollte niemand mehr hinein, sodass Burton nun freie Fahrt hatte, sobald er die Straße nach Kensington, wo seine Wohnung lag, verlassen hatte. Er stellte seinen Wagen in der Tiefgarage des Büroturms ab und nahm die Treppe in den vierten Stock. Der Korridor war bereits leer, die anderen Büros offenbar nicht mehr besetzt. Burton drehte den Schlüssel herum und stockte: Seine Tür war nicht verschlossen. Und aus dem Halbdunkel seines Büros kamen leise Geräusche, als würde sich jemand darin ohne Hast bewegen.

Vorsichtig lehnte Burton die Tür an, ohne sie jedoch wieder zuzuziehen und kehrte zu seinem Wagen zurück. Auf der Beifahrerseite, unterhalb der Abdeckung für das Handschuhfach, befand sich ein zweites Fach, das einen 38er-Colt enthielt. Burton

nahm die Waffe an sich und stieg wieder in den vierten Stock hinauf. Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, schlich er den Korridor entlang, stieß die Bürotür auf und ging sofort in die Hocke, den Colt im Anschlag. Seine Augen gewöhnten sich an das Halbdunkel. Er erkannte die funktionale Einrichtung seines Büros. Nichts schien verändert. Der Safe neben dem Schreibtisch war unversehrt.

Misstrauisch und angespannt ging er, immer an der Wand entlang weiter in den Raum hinein. Er sah sie jetzt, eine schlanke Gestalt, die sich am Fenster zu schaffen machte. Eine Waffe konnte Burton nicht erkennen. Mit leisen schnellen Schritten ging er auf sie zu. Dann packte er einen der Arme, riss ihn nach hinten und drückte zugleich dem Unbekannten den Colt an die Schläfe.

„Bei der kleinsten Unvorsichtigkeit sind Sie ein toter Mann“, sagte er ruhig und bestimmt.

Er erhielt keine Antwort. Die Gestalt unterdrückte ein Stöhnen, wahrscheinlich wegen des Schmerzes, den der nach hinten verrenkte Arm verursachen musste. Einige Sekunden vergingen. Dann sagte eine Stimme: „Ich wäre höchstens eine tote Frau. Im Übrigen können Sie jetzt bitte meinen Arm loslassen und die Knarre wegnehmen. Ich bin nicht bewaffnet.“ Es war eine dünne, gleichwohl melodische Stimme, die Stimme einer Frau.

Burton ließ den Arm los und trat einen Schritt zurück. Die Gestalt zog eine der Jalousien hoch und

drehte sich dann um.

Sie war eine noch junge Frau in einem eleganten dunkelblauen Pullover, Jeans und schwarzen Stiefeln. Ihre Gestalt war schlank und hochgewachsen und Burton mutmaßte, dass sie eine trainierte und ausdauernde Sportlerin war. Ihr schwarzes Haar war straff nach hinten frisiert, aber nicht lang genug für einen Pferdeschwanz. Ihr Gesichtsschnitt war ebenfalls schmal und ließ einen kühlen, klaren Willen vermuten. Ihre Augen waren eisgrau.

„Sie haben eine feine Art, einer Frau Guten Tag zu sagen, Mr. Burton“, sagte die Unbekannte. „Ich nehme an, dass Paarbeziehungen nicht zu Ihren starken Seiten zählen.“

„Und Sie haben eine feine Art, Ihre Mitmenschen zu Tode zu erschrecken. Wer sind Sie überhaupt?“

„Mein Name ist Nora Snider. Ich komme aus Zürich“, erwiderte die Frau schlicht.

„Und?“

„Und was?“

„Was machen Sie in meinem Büro?“

„Ich habe auf Sie gewartet. Ich konnte ja nicht wissen, dass man dabei sein Leben riskiert.“

„An Überraschungsgäste bin ich eben nicht gewöhnt. In meinem Metier rechnet man da eher mit unfreundlichen Absichten.“

„Ich verstehe. Mr. Spencer hat mir Ihre Adresse gegeben – und Sie empfohlen. Ihre Putzfrau, eine Mrs. Gonzalez, hat mich hereingelassen.“ Spencer

war der Chef der Military Intelligence, für die Burton in der Vergangenheit einige Aufträge erledigt hatte.

Maria Gonzalez stammte aus dem Karibikstaat Trinidad and Tobago und war illegal nach Großbritannien gekommen. Burton hatte sie nur zweimal gesehen. Sie musste seit etwa einem halben Jahr in dem Bürokomplex arbeiten.

„Übrigens“, fuhr Nora Snider fort, „Sie können den Colt jetzt wieder wegstecken. Sie sehen damit keineswegs wie John Wayne aus.“

Burton zog eine Schreibtischschublade auf und legte die Waffe hinein. Dann knipste er die Schreibtischlampe und eine weitere Stehlampe an und wandte sich wieder Nora Snider zu.

„Ich entschuldige mich“, sagte er dann. „Ist Ihrem Arm was passiert?“

„Nein, ich glaube nicht. Sie könnten mir einen Scotch anbieten, wenn Sie so was haben.“

Die Frau setzte sich in einen der schwarzen Ledersessel, der zu einer kleinen Sitzecke am Fenster gehörte, und schlug ihre Beine übereinander. Es waren lange, gleichwohl kräftige Beine. Das Leder der Stiefel lag eng an und betonte die Form der Waden noch besser, als es Strümpfe vermocht hätten. Ohne zu fragen, holte Nora Snider ein mattsilbern schimmerndes Zigarettenetui heraus und zündete sich eine Zigarette an.

Burton nahm die Flasche Glen Moray Whisky

sowie zwei große Tumbler aus dem Schrank und schenkte ein.

„Auf Ihren Arm“, sagte er, während sie anstießen, „und Mr. Spencer. Ich nehme an, er hat etwas mit dem Zweck Ihres Besuches zu tun.“

Sie tranken. Schweigend musterte Nora Snider Burtons Gesicht. Dann sagte sie:

„Ich erläutere Ihnen gern, was ich möchte. Hätten Sie was dagegen, zuvor etwas über Ihre Tätigkeit zu sagen? Mr. Spencer war da etwas vage und hatte nicht viel Zeit.“

„Ich arbeite normalerweise für Regierungsbehörden“, erwiderte Burton. „Manche internationalen Probleme lassen sich nicht auf offiziellem Wege beheben. Ich unternehme Recherchen, versorge meine Auftraggeber mit Informationen und manchmal gelingt es mir auch, auf direktem Wege ein Problem aus der Welt zu schaffen.“

„Und arbeiten Sie zurzeit an einem Projekt?“

Burton machte eine entschuldigende Handbewegung, die besagte, dass er darüber nichts mitteilen würde.

„Oh, ... das ist ok. Ich will mich in nichts einmischen, was mich nichts angeht. Spencer meinte, Sie könnten mir vielleicht helfen.“

„Wenn Mr. Spencer das sagt ... Was benötigen Sie denn?“

„Informationen ... und vielleicht habe ich auch ein Problem, aber das weiß ich noch nicht so ge-

nau.“

Burton musterte die junge und unnahbare Frau, die in seinem Büro saß, als sei dies das Selbstverständlichste auf der Welt. Für einen Moment hatte er Lust, sie einfach hinauszuwerfen, aber etwas hielt ihn zurück, eine eigenartige Art der Anziehungskraft vielleicht, die von ihrer Arroganz ausging. Aber es war auch Neugier dabei.

„Erzählen Sie“, sagte er endlich und versuchte, nichtssagend und nicht zu interessiert zu klingen.

Nora Snider zündete sich eine weitere Zigarette an und erläuterte:

„Einer meiner Geschäftspartner scheint verschwunden zu sein. Er heißt Eduardo Carrisi, ist Italiener – und ein reicher Mann. Seine Jacht, auf der man ihn vor einigen Tagen zuletzt gesehen hat, ist auf eine Sandbank gelaufen, in der Nähe von ...“

Nora Snider zögerte etwas und versuchte, sich auf einen Namen zu konzentrieren.

„... irgendeiner Insel in der Nähe von Antigua, in der Karibik ...“

„Redonda vielleicht?“, versuchte Burton auszu-  
helfen.

„Ja, kann sein. Ich kann mir diese ganzen exotischen Namen nicht merken. Redonda, Antigua, Barbuda ... Tobago.“ Nora Snider lachte leise.

„Egal“, fuhr sie dann fort. „Dem Schiff ist nichts passiert, es ließ sich leicht wieder freischleppen. Das Problem ist nur, dass von Carrisi seither jede Spur

fehlt.“

„Sie meinen, er ist einfach von Bord seiner eigenen Jacht verschwunden und keiner hat was gemerkt?“, fragte Burton etwas ungläubig.

„Ja“, erwiderte Nora Snider resigniert. „Verschwunden, als hätte er sich an Bord einfach in dünne Luft aufgelöst. Natürlich hat die Mannschaft das ganze Schiff durchsucht ...“

Einen Moment herrschte Schweigen. Burton leerte sein Whiskyglas und sah seinen Gast fragend an. Nora Snider lehnte einen zweiten Whisky mit einer sparsamen Handbewegung ab, die ihrer Gewohnheit, bedient zu werden, verriet.

„Ich nehme an, die Polizei vor Ort wurde nicht informiert“, nahm Burton das Gespräch dann wieder auf.

Nora Sniders Gesicht erhellte sich etwas. Sie nickte und sagte:

„Nein. Das hat in der Tat niemand getan. Die Polizei hätte so schnell sowieso nichts unternommen, denn es gibt keinerlei Hinweise auf ein Verbrechen. Vielleicht gibt es auch noch ein paar andere Gründe.“

„Sie meinen, die Polizei geht in der Karibik mit der ihr eigenen Gemütsruhe ans Werk? Immerhin ist dieser Carrisi ein reicher Mann, wie Sie gesagt haben. Erzählen Sie mir von ihm.“

„Nun. Wir kennen uns seit Längerem, 16 Jahre, genau gesagt. Er war damals Gast bei meinen El-

tern – auch wegen irgendwelcher Geschäfte, mein Vater war Kaufmann. Ich war 18 Jahre alt und stand kurz vor dem Abitur.“

„Und er hatte es sofort auf Sie abgesehen“, ergänzte Burton.

„Woher wollen Sie das wissen?“

„Mrs Snider, manche Dinge scheinen sich im menschlichen Leben zu wiederholen.“

„Sie haben ja recht“, gab Nora Snider zu, „und mir war das damals ziemlich peinlich. Es war nicht gerade besonders cool, mit einem älteren Geschäftspartner der Eltern liiert zu sein, der dauernd versuchte, sich mithilfe seiner Brieftasche beliebt zu machen.“

„Sind Sie immerhin ein Paar geworden?“

„Nein, nicht richtig wenigstens.“ Nora Snider lächelte dünn und drückte die Zigarette in dem mächtigen Glasaschenbecher aus. „Carrisi ist an mir gescheitert, wengleich ich zugeben muss, dass er auf seine Art anziehend und faszinierend war, von unerschöpflicher Energie und großer Lebenserfahrung. Zudem konnte er ziemlich witzig sein. Er war nur eben ...“

„Zu alt.“

„Ja. Trotzdem sind wir später, nachdem ich geheiratet hatte, gute Geschäftspartner geworden und haben gemeinsam immer wieder in größere Projekte investiert, die sich alle rentiert haben. Softwareunternehmen in den Neunzigerjahren, später

dann Anlagenbauer für erneuerbare Energien.“

„Fortschrittlich“, stellte Burton fest, um gleich weiterzufragen: „Und was ist mit dem Schiff?“

„Der Jacht, die auf Sand gelaufen ist?“

Burton nickte erwartungsvoll.

Nora Snider antwortete nicht sofort. Sie stand auf und ging einige Schritte im Büro auf und ab. Ihr Gesichtsausdruck war jetzt konzentriert und überlegt. Die langen Beine, ihre schmalen Hüften und die flache Brust gaben ihr eine fast knabenhafte Erscheinung. Ihre dunkle Kleidung und das Fehlen von jeglichem Schmuck unterstützten diesen Eindruck. Schließlich blieb sie stehen und sah Burton an.

„Mr. Burton, wissen Sie, was J-Class-Jachten sind?“

„Nur so ungefähr. Luxuriöse Segelschiffe.“

„Das ist sehr prosaisch ausgedrückt, Mr. Burton, und zeigt, dass Sie wohl nicht zu den Aficionados des Segelsports gehören. J-Class-Jachten wurden in den 1920er- und 1930er-Jahren gebaut. Sie waren – und sind – die größten Rennjachten der Welt. Mit ihnen konnte man an dem America's Cup teilnehmen, aber genauso eine vornehme Gesellschaft bewirten oder auf einen kleinen Segeltörn mitnehmen. Diese Schiffe waren mit den feinsten Einrichtungen ausgestattet, was Gäste- oder erst recht die Eignerkabine anging. Sie wiesen zugleich die modernste Segeltechnik der damaligen Zeit auf.“

Manche hatten sogar bereits Aluminiummasten. Sie waren unglaublich schnell ... und unglaublich teuer. Ihre Besitzer waren dementsprechend Leute wie der Teekönig Sir Thomas Lipton oder der Eigentümer von Woolworth, kurz der Geldadel des klassischen Industriezeitalters in den USA vor den erbärmlichen Jahren der großen Rezession.“

„Eine interessante Geschichtsstunde, Mrs. Snider.“

Nora Snider überhörte diese Bemerkung und fuhr unbeirrt fort:

„Die Zeit dieser traumhaften Schiffe war vorbei, noch bevor der Zweite Weltkrieg ausbrach. Ihre Kosten waren nicht mehr zeitgemäß. Und es fehlten auch Persönlichkeiten, die nicht nur die Fähigkeit besaßen, zu großen Industriemagnaten aufzusteigen, sondern die auch genügend Spleen entwickeln konnten, an Rennen wie dem America's Cup teilzunehmen und eigene Schiffe dazu zu unterhalten. Sport wurde zur professionellen Geldmaschine, bei der der amateurhafte Gentleman nichts mehr verloren hatte, und das Business wurde zu einer Sache für fantasievolle, fest angestellte Geschäftsführer ohne Mumm.“

„Und nach dem Krieg musste man die amerikanischen Arbeiter auch besser entlohnen“, ergänzte Burton. „Schließlich hatten sie den Krieg gewonnen.“

„Da haben Sie natürlich recht“, entgegnete Nora

Snider mit leichtem Frost in der Stimme. „Auf jeden Fall ist die Geschichte der J-Class-Jachten noch nicht zu Ende. In den Neunzigerjahren entdeckte man die alten Schiffe neu, die meist abgetakelt, aber nicht zerstört, irgendwo herumstanden. Sie wurden allesamt wieder instand gesetzt und waren in kürzester Zeit ungeheuer viel Geld wert, schließlich gibt es von ihnen nur gut zwanzig Stück – weltweit! Sie konnten sogar wieder Rennen fahren und zeigten selbst den heutigen Schiffen oft genug, wo es langgehen kann. Die Velsheda, die Ranger, die Endeavor ... alle fahren sie wieder. Kosten wurden keine gescheut.“

Burton enthielt sich aller möglichen Kommentare.

„Zu den neuen Liebhabern dieser Schiffe gehörte auch Carrisi“, setzte Nora Snider ihren Bericht fort. „Er hatte eines der alten Schiffe gefunden – in England, glaube ich – und war besessen von ihm und der Idee, daraus ein ähnlich prachtvolles Stück zu machen wie die gerade genannten berühmten Exemplare. Immerhin, Geld hatte er ja genug. Er nannte sie ‚Penelope‘, nach der Frau des Odysseus. ... Vielleicht sehnte er sich nach einem eigenen Ithaka, in das er heimkehren konnte.“

„Penelope – so hieß die Jacht also früher nicht?“

„Nein. Eigentlich ein komischer Name für ein Schiff, finden Sie nicht? Ich weiß auch nicht, wie es früher geheißen hat. Ich habe ihn auch nie auf dem

Schiff besucht. Vielleicht, weil es für Carrisi offenbar nichts anderes auf der Welt mehr gab.“

„Was hieß das für Sie?“

„Er fiel als Geschäftspartner schließlich aus. Er wollte nichts mehr investieren, sagte sogar, er hätte kein Geld mehr.“ Nora Snider schnaubte verächtlich. „Abgesehen von seinem Schiff natürlich. Dafür gab’s immer Geld.“

„Und weiter?“

„Carrisi hat für mich – und andere wohlhabende Leute hier in England, aber auch sonst wo in Europa, Geld angelegt, früher schon. Wir alle haben ein Interesse daran, oder besser gesagt das dringende Bedürfnis danach, dass Eduardo Carrisi nicht verschwunden bleibt.“

„Lebendig, wenn möglich.“

„Natürlich. Aber selbst wenn er verunglückt sein sollte, wäre es für uns mehr als wichtig, dass der Leichnam gefunden würde und die Forderungen an seine Erben gehen könnten. Er hat eine Ehefrau sowie eine Tochter.“

Burton blickte nachdenklich vor sich auf die Schreibtischplatte, dann in Nora Sniders Augen. Seine Intuition sagte ihm, dass in der Geschichte, die ihm die junge, elegante Frau erzählt hatte, etwas fehlte. Nicht viel. Aber ein entscheidendes Detail, das jetzt von jemandem sorgfältig verschleiert worden war.

„Wie ist Carrisi zu all seinem Geld gekommen?“,

fragte er in die Stille hinein.

Nora Sniders Gesicht nahm einen gelangweilten Ausdruck an. Sie zuckte die Schultern und sagte: „Geschäfte eben, An- und Verkauf von irgendetwas. Anlagen. Carrisi galt als Self-made-Man. Er kam aus Kalabrien ohne einen roten Heller in der Tasche. Aber dann muss er bei einem Immobilienprojekt auf Sizilien recht erfolgreich gewesen sein, als dort die ersten modernen Hotels gebaut wurden, so mit Club und Resort-Charakter.“

„Und Mr. Spencer hat was für ein Interesse an Eduardo Carrisi?“

„Oh, nur ein formales. Carrisi war britischer Honorarkonsul in Newport, hat sich aber auch viel in Antigua aufgehalten. Antigua und Barbuda gehören zum Commonwealth, wie Sie vielleicht wissen, stellen aber einen eigenständigen Staat dar – mit 70.000 Bürgern. Klein, aber fein ... Jedenfalls, Spencer möchte gerne, dass Carrisi ohne internationales Aufsehen wiedergefunden wird, selbst wenn ein Honorarkonsul nichts zu sagen hat. Der Chef hat durchblicken lassen, dass Sie sich vielleicht dieser Angelegenheit annehmen könnten.“

„Und das hieße? Carrisi wiederfinden, in der Karibik, auf dem Meeresgrund oder sonst wo auf der Welt?“

Nora Snider hob entwaffnend die Schultern. „Ja. Sofern es möglich ist.“

„Wo ist das Schiff jetzt?“

„Wieder in seinem Heimathafen, in Newport auf Rhode Island. Der Skipper, Carlo Zanetti, ebenfalls ein Italiener, ist nach Antigua geflogen und hat das Schiff zurückgebracht.“ Nora Snider wollte noch etwas hinzusetzen, hielt sich aber dann zurück und verstummte. Burton sah sie fragend an.

Schließlich nahm Nora Snider den Faden wieder auf. „Sie wollen etwas über diesen Carlo Zanetti wissen?“, fragte sie.

„So ist es.“

„Ich habe ihn nur einmal gesehen. Als Carrisi begann, sich für die Teilnahme an hochkarätigen Rennen zu interessieren, suchte er nach einem Steuermann mit den entsprechenden Fähigkeiten, eine solche Jacht nach allen Regeln der Kunst zu segeln. Carlo ist ein Mensch, der nur und ausschließlich fürs Segeln lebt. Jeder, der mit Carlo zu tun hat, sollte sich das klarmachen. Als Skipper ist er genial, er gilt als einer der Besten seiner Zunft. Und um ein Schiff wie die Penelope steuern zu dürfen, würde er alles tun. Er war also genau der Richtige für Carrisi.“

„Was macht er sonst?“

„Wer, Carlo? ... Nichts. Er lebt vom Segeln, er lebt fürs Segeln. Ich weiß nicht mal, ob er irgendwo eine Wohnung hat.“

„Frauen?“

Nora Snider lachte. „Schwer hätte er es jedenfalls nicht. Er sieht nämlich aus wie ein Traummann

aus einer amerikanischen Serie. Mittellanges blondes Haar, athletische Figur, jugenhaftes Gesicht ... Aber wie gesagt, er lebt fürs Segeln. Alles, was ich weiß, ist, dass er eine Schwester hat, Laren, die ihn manchmal begleitet.“

Burton dachte darüber nach, was er gehört hatte. Er würde Carlo Zanetti auf jeden Fall noch persönlich kennenlernen. Jetzt fragte er lediglich:

„Dieser Zanetti war aber nicht dabei, als Carrisi stiften ging, oder?“

„Nein“, sagte Nora Snider. „Und das ist ein Punkt, den ich auch nicht verstehe. Das Schiff ist zwar mit allerlei modernen Hilfen ausgestattet, dennoch ist es nicht ganz einfach zu segeln. Carrisi ist kein Profi ...“

„Trotzdem hat er sich zugetraut, es von Newport nach Antigua zu segeln?“

„Offenbar.“

„Besteht die Möglichkeit, dass Carrisi absichtlich das Weite gesucht hat?“, hakte Burton weiter nach.

„Sie meinen, er könnte sich davongemacht haben? Nein, das glaube ich nicht.“

„Wieso nicht?“

„Welchen Grund könnte er gehabt haben?“

„Das will ich ja von Ihnen wissen, Mrs. Snider“, sagte Burton. „Geld, Steuerdelikte, eine Leiche im Keller ... alles Gründe, aus der eigenen Existenz zu verschwinden.“

Nora Snider dachte eine Weile nach. Ihre grauen

Augen schauten dabei Burton kritisch an.

„Nein“, sagte sie dann. „Das halte ich nicht für wahrscheinlich. Er war sicherlich nicht mittellos, er ist nicht vorbestraft ... und vor allem: Er hätte wohl nie sein geliebtes Schiff einfach so zurückgelassen. Nein, niemals. Carrisi ist nicht aus freien Stücken verschwunden.“

„Na gut“, erwiderte Burton. „Wer wäre mein Auftraggeber?“

„Eigentlich ich“, sagte Nora Snider.

„Das wird Sie eine Kleinigkeit kosten.“

„Mit Mr. Spencer habe ich vereinbart, dass sich sein Dienst an meinen Kosten beteiligt.“

Wieder betrachtete Burton die junge Frau vor sich. Erst jetzt fiel ihm auf, dass Nora Snider dieselben Augen hatte wie der alte Mr. Spencer. Es waren die grauen Augen der britischen Seefahrer, grausam und in die Ferne blickend.

„Was verbindet Sie eigentlich mit Mr. Spencer?“, fragte er schließlich. „Sind Sie verwandt?“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Sie haben die gleichen Augen.“

„Nun“, antwortete Nora zögerlich und etwas aus dem Konzept gebracht. „Wir sind keineswegs verwandt. Mr. Spencer und mein Vater kannten sich vom Militärdienst. Ich kenne ihn schon lange, aber nicht sehr gut.“

„Ich werde noch einmal mit ihm Rücksprache halten. Sofern sich keine neuen Aspekte ergeben,

werde ich sehen, was ich tun kann, um Eduardo Carrisi zu finden. In jedem Fall wäre es mir lieber, im Auftrag einer Regierungsbehörde tätig zu sein.“

„Das ist in Ordnung“, erwiderte Nora Snider, jetzt geschäftsmäßig, und packte ihre Sachen zusammen. „Mr. Spencer wird sicher einen entsprechenden Auftrag ebenfalls erteilen.“

Burton reichte ihr das Zigarettenetui.

„Ziemlich schweres Teil“, bemerkte er.

„Ja, es ist aus Stahl. Mein Großvater hat es kurz nach dem Krieg aus der Ummantelung einer alten Granate machen lassen.“

„Wirklich ein elegantes Accessoire für die Dame von Welt.“

Nora Snider nahm das Zigarettenetui gleichgültig an sich und überhörte Burtons Ironie. „Es passen dreißig Zigaretten hinein, was mir entgegenkommt. Kugeln und gewetzte Messer würden hingegen daran abprallen.“

Sie lächelte ihn an und sagte: „Auf Wiedersehen, Mr. Burton.“ Dann verließ sie das Büro, ohne die Tür zu schließen.